

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 9 (1933-1934)
Heft: 5

Artikel: Die Geschichte mit dem Regulator
Autor: Zaugg, Richard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065958>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

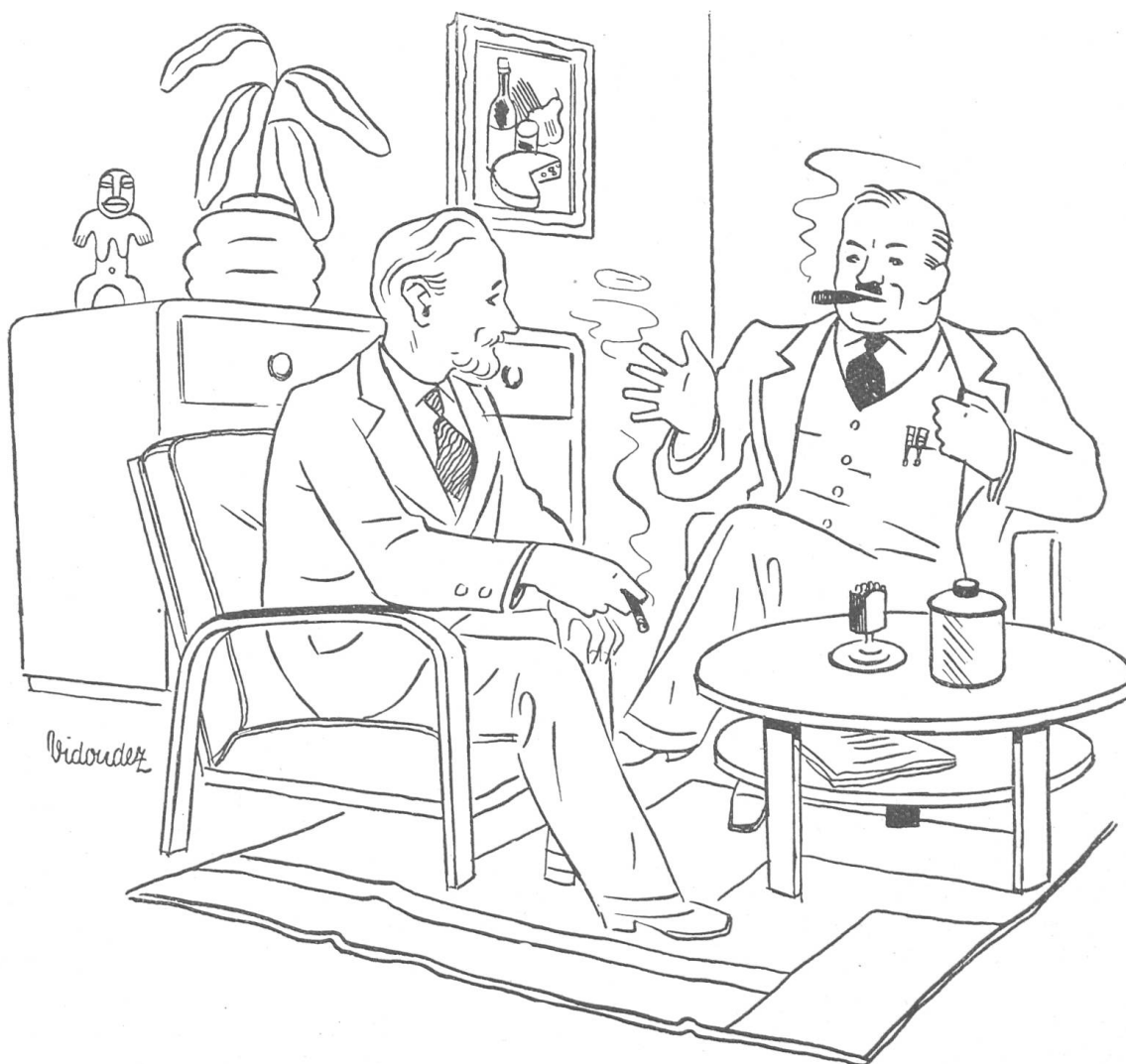
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Geschichte mit dem Regulator

Von Richard Zaugg.

Illustriert von Marcel Vidoudez

Frau Schüepp klopfte an die Zimmertür des Herrn Lioba, Privatdozent für Philosophie an der Universität Zürich. Sie hätte nie den Raum eines ihrer Mieter betreten, ohne vorher zu klopfen, selbst wenn sie wusste, dass der Mieter nicht zu Hause war. Und sie war stolz darauf. «Es gibt natürlich Pensionen», pflegte sie zu sagen, «in welchen man den Herren mit der Tür ins Haus fällt, ohne zu klopfen. Es gibt andere Pensionen, in welchen zwar die Zimmer-

mädchen klopfen müssen, wie zum Beispiel in der Pension Schwarz. Aber die Pensionsinhaberin, Frau Schwarz selbst, klopft nie. Wie man's nimmt. Die eine Person weiss, was sich schickt, die andere nicht, das ist der ganze Unterschied.»

Frau Schüepp fehlte die Geduld, zu warten, bis ihr Lioba durch sein gewohntes, aufmunterndes «Herein» den Eintritt ausdrücklich erlaubte. Sie war zu erfüllt von der niederschmetternden Nachricht,

die sie ihm mitzuteilen hatte. Erschöpft liess sie sich auf den Couch fallen.

« Sie bringen mir kein Glück, Herr Doktor ! Erinnern Sie sich an den seriösen Herrn, für welchen Sie mir eine Oferte zum Tagblatt getragen haben ? »

« Leider nein. Ich habe schon so viele Briefe für Sie zum Tagblatt getragen. »

« Aber nur einen an einen seriösen Herrn. Und dieser seriöse Herr ist, wie sich herausstellt, nicht seriös. Es ist Herr Sonnino. »

« Der Sänger nebenan ? »

« Er ist, wie sich gezeigt hat, auch kein Sänger. »

« Aber er singt doch ! »

« Nur, wenn er im Bad ist. »

Die Geschichte war die : Herr Sonnino war der einzige ernsthafte Interessent für ihr seit Wochen leerstehendes Balkonzimmer gewesen. Sie hatte es ihm ungern abgegeben und nur weil sich kein anderer Bewerber fand. Denn unter einem seriösen Herrn stellte sie sich alles andere als einen Sänger vor.

« Ich hoffe wenigstens, Sie sind am Stadttheater fix engagiert ? » hatte ihn damals Frau Schüepp gefragt. Aber Sonnino zerstörte ihr diese Hoffnung rasch.

« Ich singe nicht, ich lehre singen. »

« Sie sind Professor ? »

« Maestro. »

« Nur für Herren ? »

« Nur für Damen ! »

« Am Konservatorium ? »

« In meiner Privatwohnung ! Mit einem Wort : hier ! »

Frau Schüepp schlug zunächst vor, die Angelegenheit im Hinblick auf ihre ersten moralischen Bedenken noch einmal zu überschlafen. Aber Herr Sonnino war für rasche Entschlüsse.

Jetzt oder nie. Die zwanzig Franken mehr Mietgeld, welche er ihr – als Zuschlag für Sänger – anstandslos bewilligte, hatten dann leider ihren Widerstand gebrochen.

« Wenn Herr Sonnino nicht singt, was macht er denn ? » fragte Lioba.

« Das ist es, was ich mich selbst auch frage », seufzte Frau Schüepp. « Man ist

doch schliesslich verantwortlich für das, was im eigenen Hause geschieht, besonders wenn ein Herr vom Morgen bis zum Abend nichts als Damenbesuche empfängt, und dazu nicht einmal singt. Sie sind mein bester Zeuge, dass, wenn es überhaupt einen Menschen gibt, der nicht neugierig ist, und ich bezweifle es, ich dieser Mensch bin, ich, Frau Schüepp. Sie können es sich am besten selbst vorstellen, welche Ueberwindung es mich gekostet hat, mich bis zum Schlüsselloch herabzulassen. Aber es war meine Pflicht. »

« Und Sie haben ihre Pflicht getan ? » fragte Lioba.

« So gut es ging. »

« Und ging es gut ? Was haben Sie gesehen ? »

« Es war fürchterlich. Gar nichts habe ich gesehen. Können Sie es glauben, dieser Mensch hatte einen Fahrplan der Uetlibergbahn über das Schlüsselloch gehängt. Am andern Morgen stellte ich ihn natürlich zur Rede. Ich fragte taktvoll, was er mit diesem Fahrplan eigentlich will. Er sagte mir kalt ins Gesicht, er wolle sich die Abgangszeiten der Züge merken, für den Fall, dass er sein Frühlingstraining aufnimmt. Frisch aus der Arbeit heraus den Berg hinauf, droben ein Glas Milch getrunken, einige Atemübungen gemacht, das sei Training ! Atmungsschule, wie sich der Techniker ausdrückt. Ich fragte ihn, ob es ihm nicht aufgefallen ist, dass der Fahrplan gerade über das Schlüsselloch fällt, mir wenigstens sei es aufgefallen. Ob ihm etwa die Beleidigung in den Sinn gekommen sei, zu denken, dass ich mich so tief herabsenken könnte, jemandem Fremden durch das Schlüsselloch zu sehen ? »

Er sagte : « Nein, ein solcher Verdacht käme ihm nie. Lieber würde er eigenhändig sechsmal den Kopfstand hintereinander machen – und dabei sei er kein Artist – als so etwas von einer Dame zu denken ! Und das noch bei einer Dame, wie mir, einer richtigen Dame und nicht nur bei dem, was man

heute alles Dame nennt. Diese Höflichkeit hat natürlich sogar mich geblendet.»

«Die Italiener sind ein höfliches Volk.»

«Er ist gar kein Italiener.»

«Sonnino?»

«Er heisst auch nicht Sonnino! Ringger heisst er, Röbi Ringger, und ist aus Zürich. Malen Sie den Schrecken an die Wand, welchen ich hatte, als ich das erfahren musste. Kennen Sie die Frau Knoll?»

«Nein.»

«Sie führt doch den Konsum nebenan! Jetzt, als ich dort gestern ein Pfund Brasil-Fest-Kaffee kaufen wollte, und ich nehme nie einen andern. Jedes Frühstück ein Fest, ist mein Motto für meine Mieter. Wer kam in den Laden? Herr Sonnino! Er verlangte eine Büchse Thon und meinte, sie soll sie ihm nur aufschreiben.

«Rede wahr, zahle bar», sagte Frau Knoll, oder ob er gleich eine Leiter mitgebracht habe, damit sie den Thon an die Decke schreiben kann. Aber die Büchse hat sie ihm nicht gegeben. Ich fragte sie nachher, warum.

«Wie komme ich dazu, dem Ringger Röbi unverdorbene Konserven zu schenken?»

«Ringger Röbi?» staune ich. «Das ist doch der Herr Sonnino, der mein Balkonzimmer hat.»

«Das müssen Sie einer Dämmern erzählen als ich bin», sagte Frau Knoll, «nachdem ich doch drei Jahre selber mit dem Ringger Röbi im Schulhaus Bühl in die gleiche Klasse ging. Er hat schon mit elf Jahren einem Mädchen die ärgsten Liebesbriefe geschrieben. Ein Brief hat angefangen:

An Klara!

Ich habe Dich als Schatz.

Mehr stand noch nicht darin, weil der Lehrer den Brief abgefangen und gleich vorgelesen hat. Der Vater der Klara hat dann vom Lehrer eine Abfindungssumme verlangt für moralischen Schaden. Aber der Herr Lehrer hat es abge-

lehnt, obschon der Herr Brehm bis an die Schulpflege rekurrieren wollte.»

«Weshalb?» fragte Herr Lioba.

Frau Schüepp schüttelte den Kopf. «Sie müssen es mir nicht übel nehmen, Herr Doktor, aber das müssen Sie schon verstehen, dass ich mich, so lieb und wert Sie mir sind, mit Ihnen über etwas Sittliches unmöglich unterhalten kann. Da gehen unsere Ansichten zu weit auseinander.»

Herr Lioba wunderte sich, da er sich nicht bewusst war, in moralischen Dingen besonders freien Ansichten zu huldigen, und noch weniger diese Frau Schüepp gegenüber je vertreten zu haben. Aber seine Logisgeberin fuhr fort:

«Jetzt wusste ich natürlich genug. Glauben Sie, dass Herr Sonnino mir die Miete für den Januar bezahlt hat?»

«Ich denke ja, weil Sie doch von allen Mietern Vorausbezahlung verlangen.»

«Ich habe diese auch von Herrn Sonnino verlangt. Er versteht meinen Standpunkt voll und ganz, sagt er. Aber dort, wo er herkomme, sei diese Sitte bei ehrlichen Leuten nicht üblich, und er wolle hier als Ausländer keine neuen Bräuche einführen. Er hat mir bis heute noch keinen Rappen bezahlt. Hingegen habe ich die quittierte Rechnung für einen Esskorb beglichen, den er sich selbst für den 31. Dezember, den Tag, an dem er das Zimmer bezog, von Bianchi hatte schicken lassen. Und eine Flasche Asti war auch darin, sogar Spumante. Ich deutete ihm also heute morgen an, ich müsse ihn unbedingt sprechen. Aber er sagte, seine Sprechstunde für Nichtschülerinnen sei nur von 3–4 Uhr. Jetzt bin ich eben bei ihm gewesen.

Ich sagte zu ihm: Herr Sonnino, Sie heissen nicht Sonnino, sondern Ringger. Sie sind kein Sänger, sondern Sie sind, was ich nicht sagen will. Es gibt für Sie nur noch das eine oder andere: Entweder Sie zahlen sofort, was Sie mir schuldig sind, oder Sie ziehen aus. Er sagte: In diesem Falle ziehe er lieber aus.

Herr Lioba zeigte sich voll Mitgefühl. Die Tatsache, dass einer seiner Mituntermieter bei Frau Schüepp in Ungnade gefallen war, kam ihm in doppelter Hinsicht gelegen. Einmal hoffte er, durch diesen Umstand das Vertrauen seiner Pensionsinhaberin, das er zu seinem Schmerz und ohne zu wissen warum seit einigen Wochen verloren hatte, wieder zurückgewonnen zu haben. Zweitens hielt er den schon lang herbeigesehnten günstigen Augenblick für gekommen, um Frau Schüepp seinerseits eine Mitteilung zu machen, deren Wirkung er ersorgte.

Fräulein Winkler, Fabrikarbeiterin, geboren 1910, von Russikon (Kt. Zürich), wohnhaft Amalienstrasse 2, Zürich 3, die Mutter der Marta Winkler, geboren am 12. Mai 1932, bei Gloor, Mettmenstetten (Zürich), mit einem Worte die Mutter des kleinen Mädchens, zu dessen Vormund er, ohne sein Zutun, ernannt worden war, hatte sich auf den nächsten Samstag, nachmittags fünf Uhr, zu einem Besuch angemeldet. Er stand also im Begriff, ein Ding zu tun, von dem er wusste, dass es Frau Schüepp als Inhaberin einer respektablen Pension nicht billigen konnte.

Er sprach sich zunächst sehr scharf gegen Italiener, die keine Italiener, Sänger, die keine Sänger, und Sonninos, die keine Sonninos sind, aus. Er wandte sich schliesslich eindeutig gegen die Illoyalität, Fahrpläne der Uetlibergbahn in missbräuchlicher Absicht über Schlüssellöcher zu hängen. Und erst zuletzt liess er, wie beiläufig, die Bemerkung fallen:

«Damit ich es nicht vergesse, Frau Schüepp, am nächsten Samstag erwarte ich Damenbesuch.»

Frau Schüepp nahm den neuen Schlag leichter, vor allem aber anders auf, als er erwartet hatte.

«Ich war schon lang auf diesen Besuch gefasst. Kommt sie allein?»

«Ich weiss nichts anderes», sagte Herr Lioba, und fügte versöhnlich bei:

«Und eine Dame ist, denke ich, für

beide von uns allein schon mehr als genug.»

Frau Schüepp runzelte die Stirn.

«Ich sehe es nicht gern, wenn die Herren Zynisten sind, und Ihnen als philosophischem Akademiker, steht es besonders schlecht an.»

Als sich Frau Schüepp zurückgezogen hatte, fragte sich Lioba, ob er nicht doch vielleicht besser daran getan hätte, seine Pensionshalterin in den offiziellen Charakter seiner erwarteten Damenvisite einzuweihen. Aber einerseits liess es ihm sein Stolz nicht zu. War er nicht alt genug, Damen zu empfangen, welche, wann und wo er wollte? Und andererseits fasste er seine Vormundswürde als eine Vertrauenssache auf, in welche andere Leute einzuweihen ihm nicht nur der Takt, sondern auch schon die amtliche Natur der Angelegenheit verbot. (Anmerkung für jene Leser, die das in der Dezemberrnummer erschienene erste Kapitel nicht gelesen haben: Der arme Privatdozent wusste eben nicht, dass seine Logisgeberin, irregeleitet durch die flüchtig gelesene und missverstandene heimliche Lektüre seiner Ernennungs-urkunde zum Vormund, ihn für den Vater eines illegitimen Kindes hielt und diese Neuigkeit auch bereits an seine Tante weitergegeben hatte.)

* * *

Fräulein Ravussin, die Tante Liobas, hielt nicht viel von jenen Damen, die jeden zweiten Nachmittag bei Kuchen und Tee in einer Konditorei verbringen. Sie verurteilte sie als undiszipliniert. Heute jedoch fühlte sie sich zu einer kleinen Erfrischung berechtigt. Sie hatte gegen ihre sonstige Gewohnheit nur der schlechten Zeiten wegen beschlossen gehabt, dieses Jahr die eine oder andere Anschaffung im Ausverkauf zu erstehen. Ihr standhafter Widerstand der Versuchung gegenüber, anderes und mehr zu kaufen als eigentlich in ihrer Absicht lag, hatte sie völlig erschöpft.

So kam es, dass Fräulein Ravussin verstoßen die Treppen in den ersten Stock

der Konditorei Sprüngli emporhuschte. Sie beabsichtigte, möglichst unauffällig im hintern Teile des Lokales ein einsames Tässchen Tee zu trinken. Sie war peinlich überrascht, sich plötzlich entdeckt zu sehen. Immerhin konnte sie nicht gut anders, als die freundliche Aufforderung Frau Rappolds anzunehmen, die ihr, an einem Fenstertisch sitzend, schon einen Stuhl einladend zurecht schob. Ihre Einstellung zu der Familie Rappold war trotz der losen verwandtschaftlichen Bande eher kühl. Das Rappoldsche Geld war um zwei Generationen jünger als ihre auskömmliche Hablichkeit. Sie hielt auch dafür, dass das Rappoldsche Vermögen sichtbarer in Erscheinung trat, als es einer wirklich guten Schweizerfamilie ansteht. Und ausserdem ermüdete sie Frau Rappold durch ihre etwas aufgeregte Gesprächigkeit. Aber wer weiss, vielleicht war es doch ganz gut, dass sie jetzt so zufällig mit ihr zusammen traf? Frau Rappold war ja die erklärte Gönnerin ihres Neffen Jean, und vielleicht gelang es ihr, ganz nebenbei zu erfahren, wer denn die Mutter seines ausserehelichen Kindes sei. Sie erwartete ohne weiteres, dass Frau Rappold als die Gesprächigere und Indiskretere von den beiden von selbst auf das Thema kommen werde. Aber darin sah sie sich getäuscht. Zuletzt ärgerte sie sich so über die vermeintliche Hinterhältigkeit ihrer Tischnachbarin, dass sie als offene Natur selbst zur Sache kam. Sie rückte Frau Rappold etwas näher:

« Sie haben sich wohl nicht weniger als ich darüber verwundert, dass mein Neffe auf so – ungewöhnliche Weise Vater wurde? »

Frau Rappold schlug ihre graublauen grossen Augen weit auf.

« Herr Lioba, sagen Sie, ist Vater geworden? »

« Sie wissen es nicht? »

« Ich hatte keine Ahnung. Ja, ist er denn heimlich verheiratet? »

« Eben nicht. Ich sage ja, er ist auf ungewöhnliche Art Vater geworden. »

Aber schon bedauerte sie tief, die Schande ihres Neffen weiter verbreitet zu haben. So sehr sie den Fehltritt Jeans verurteilte, so selbstverständlich war es für sie, ihrem Neffen der Aussenwelt gegenüber Loyalität zu wahren. Sie rang um eine Formulierung, die Lioba, soweit es überhaupt noch möglich war, rehabilitieren konnte:

« Es ist das Kind einer Liebe, die nicht zur Ehe werden durfte », sagte sie endlich und blickte dabei Frau Rappold so bedeutungsvoll und zugleich abweisend an, dass diese wusste, dass das Thema hiermit vorläufig abgeschlossen sei.

* * *

Das erste Wiedersehen mit Menschen, die einem beim letzten Zusammensein ein Bekenntnis abgelegt haben, von dem man annehmen muss, dass sie es nachträglich bedauerten, ist immer peinlich. Jean Lioba hatte aus diesem Grunde die Villa Rappold seit jenem düstern Dezembernachmittag, der ihm einen unerwünschten Einblick in die ehelichen Zerwürfnisse der Familie Rappold gab, gemieden. Auch noch aus einem andern Anlass. Von Fräulein Miggi Rappold, der er bald nach den Weihnachtsferien in den Hallen der Universität begegnet war, hatte er erfahren, dass ihr Vater für zwei Wochen in der Angelegenheit seiner rumänischen Wälder nach Bukarest verreist sei. Und er wusste, dass dieser von seinen rumänischen Reisen stets in der denkbar schlechtesten Laune zurückkehrte, da es sich bei diesen um die verwickelte Liquidierung eines unübersichtlichen Holzgeschäftes handelte, das Herrn Rappold seit mehr als zehn Jahren schwer auf dem Magen lag. Aber als ihn eine Karte der Frau Rappold zum Nachtessen aufbot, folgte er der Einladung gern, ob schon ihn ein Nachsatz, nämlich, dass auch ihr Mann etwas Persönliches mit ihm zu besprechen habe, erstaunte und leicht erschreckte. Frau Rappold empfing ihn sehr liebenswürdig. Er erfuhr mit Bedauern, dass Miggi mit einigen Freunden in den Skiferien sei und nahm

davon Kenntnis, dass sich Herr Rappold leider gezwungen sehe, in der Stadt zu speisen und erst gegen neun Uhr erwartet werden könne. Er müsse also mit ihr allein vorlieb nehmen. Lioba war schon häufig mit seiner Gastgeberin allein gewesen. Es wunderte ihn deshalb, ihr gegenüber heute eine Befangenheit zu fühlen, die er sich nicht erklären konnte. Aber schon die äussere Erscheinung Frau Rappolds war ungewöhnlich feierlich. Lioba hielt sich nicht für einen Kenner in Frauentoiletten, aber das dunkle Kleid, das Frau Rappold trug, schien eher zur Premiere einer sozialen Tragödie als für ein gemütliches Nachtessen im Schosse der Familie geeignet. Vor allem ängstigte ihn eine gewisse persönliche Anteilnahme, die er als ungewohnt und störend empfand. Bei seinen frühern Besuchen war er Frau Rappold als Privatdozent und Philosoph gewissermassen als Geist gegenüber gestanden. Heute schien der pathetische Blick der blaugrauen Augen durch den unverbindlichen Gesprächspartner bis zum Menschen Lioba vordringen zu wollen. Er täuschte sich nicht.

Bis zu der überraschenden Entdeckung, die sie vor zwei Tagen durch Fräulein Ravussin gemacht hatte, war Herr Lioba für Frau Rappold nur Stoff für ihre bildungshungrige Seele gewesen. Diesen Abend betrachtete sie ihn zum erstenmal als Mann von Fleisch und Bein. Sie musterte ihn aufmerksam.

«Sie haben etwas Grausames in den Augen, Herr Lioba. Ich glaube, dass die Frauen, die Sie lieben, leiden.»

Lioba war zu erstaunt, um auf die Frage, die nicht in ihren Worten, wohl aber in ihren Augen lag, antworten zu können.

«Ich liebe leidenschaftliche Menschen. Ich kann ihr Verhalten selbst dort entschuldigen, wo ich es nicht billigen kann, und eigentlich verpflichtet wäre (bei diesen Worten umschleierte sich ihr Blick) mehr für die Opfer zu fühlen.»

Lioba zog seine schwarzen Brauen zusammen und kniff die Augen zu, um

die undurchsichtige Situation besser überblicken zu können. Es ehrt Herrn Lioba, dass er auch nicht einen Augenblick lang an die Möglichkeit dachte, dass Frau Rappold in einem Anfall temporären Irreseins ihn zum Objekt eines verspäteten Liebesabenteuers ausersehen haben könnte. Es verhielt sich auch keineswegs so. Das einzige, was Frau Rappold wollte, war, dass er sie zur Mitwisslerin seines Geheimnisses machen, sie in die Nachtseite seines Doppel Lebens einweihen sollte.

Aber wenn Herr Lioba die falsche Lösung eines rätselhaften Benehmens vermied, so fand er doch auch die richtige nicht. Und weil er nichts Passendes zu sagen wusste, schwieg er.

«Sie haben etwas von Bismarck», sagte Frau Rappold.

Lioba schaute sie fragend an. Er bezweifelte die Richtigkeit dieser Vermutung, gestand aber, sich seit seiner Konfirmation, bei welcher Gelegenheit er eine Biographie des eisernen Kanzlers geschenkt bekommen habe, mit diesem Staatsmann nicht des nähern beschäftigt zu haben. Frau Rappold erklärte sich: «Auch Sie sind ein grosser Schweiger.»

Lioba unterdrückte taktvoll die Bemerkung, dass dieses Attribut seines Wissens einem andern Repräsentanten der deutschen Geschichte zugelegt werde, obschon er es begrüsst hätte, das Gespräch auf dieses weniger verfängliche Thema abzulenken.

Frau Rappold entschloss sich zu einem direkteren Vorgehen.

«Sie sind so belesen, Herr Doktor. Eine Bekannte hat mir kürzlich das Buch empfohlen: „Von einer Liebe, die nicht zur Ehe werden durfte.“ Aber ich habe den Namen des Autors vergessen. Sie können meinem Gedächtnis bestimmt nachhelfen.»

Lioba liess pflichtgemäss die Bücheranzeigen, die ihm in den letzten Monaten unter die Augen gekommen waren, vor seinen Augen defilieren. Aber er erinnerte sich an keinen Roman, der den genannten Titel trug.

«Ich kann Ihnen leider nicht dienen. Ich möchte nur vermuten, dass es sich bei dem Verfasser eines Buches mit einem solchen Titel wahrscheinlich um eine Frau handelt.»

«Die Frage ist nur, um welche Frau.»

Das Nachtessen zu zweit war kein Erfolg. Lioba ass bekümmert das Lauchgemüse mit Rahmsauce. Er bedauerte die vegetarischen Neigungen seiner Gastgeberin, deren Opfer er immer dann wurde, wenn der Hausherr dem Essen fernblieb. Er bedauerte aber noch viel mehr, dass sich durch einen gewiss begründeten, aber vorläufig unerklärlichen Zufall seine Beziehungen zu Frau Rappold geheimnisvoll verändert hatten. Genau so unerwartet und geheimnisvoll wie sich das Verhalten Frau Schüepps und seiner Tante Ravussin verwandelt hatte. Er musste feststellen, dass über seinen ohnehin wenig zahlreichen Bekanntschaften in der letzten Zeit ein Unstern waltete. Einen Augenblick lang kam ihm die Lust an, mit der Faust auf den Tisch zu schlagen, dass die Gläser klirrten und Frau Rappold in dünnen Worten zu bitten, sich zu erklären, was Teufels denn eigentlich los sei. Aber diese Aufwallung ging rasch vorüber. Hätte er ihr nachgegeben, so wäre er nicht Jean Lioba gewesen. Er scheute brutale Eingriffe in das Schicksal, und ausserdem war er nicht sicher, ob dem veränderten Verhalten der drei ihm auf verschiedene Weise gleich nahestehenden Menschen wirklich die gleiche Ursache zugrunde lag.

Auch Frau Rappold war schlechter Dinge. Sie hielt grosse Stücke auf ihren weiblichen Instinkt. Und es war eine ihrer Lebensaufgaben, ihrem Gatten die Überzeugung beizubringen, dass sie von dieser wertvollen weiblichen Eigenschaft eine besonders grosse Dosis besitze. Zu diesem edlen Zwecke war es ihr schon oft gelungen, ihrem Instinkt dadurch etwas nachzuhelfen, dass sie die wahren Quellen ihrer Informationen verschwieg und Vermutungen zu Herrn Rappold

äusserte, von denen sie wusste, dass sie sich bewahrheiten mussten. So hatte sie auch damals ihrem Ehepartner nichts davon verraten, als sie von Fräulein Ravussin erfahren hatte, dass Herr Lioba Vater eines unehelichen Kindes geworden war. Sie hatte sich vielmehr darauf beschränkt, zunächst unbestimmt anzudeuten und dann bestimmt zu behaupten, dass Herr Lioba ein Doppelleben führe und im Laufe der letzten Monate Vater geworden sein müsse. Das sage ihr der Instinkt. Sie war bei Herrn Rappold auf keine Gegenliebe gestossen. Er hatte nichts davon wissen wollen und sich nur knapp geäussert, davon könne keine Rede sein. Herr Lioba sei nicht so dumm, wie sie glaube. Sie hatte ihm gekränkt versichert, dass sie durchaus nicht glaube, dass Herr Lioba dumm sei. Im Gegenteil, sie halte gerade wegen seiner Intelligenz soviel von ihm.

Herr Rappold war geradezu ärgerlich geworden. Er halte ihn auch nicht für so unerfahren, wie sie glaube. Sie hatte ihm entgegnet, ob er denn wirklich der Meinung sei, dass ein Mann unbedingt dumm und unerfahren sein müsse, um Vater zu werden. Er hatte vor sich hingemurmelt: In der letzten Zeit komme es ihm gelegentlich so vor. Was für ein Triumph wäre es gewesen, ihren Mann heute abend mit dem persönlichen Geständnis Liobas in Erstaunen zu setzen: eine unwiederbringlich günstige Gelegenheit, die Treffsicherheit ihres weiblichen Instinktes auch in den unwahrscheinlichsten Fällen zu beweisen. Nun war sie verpasst.

Als Herr Rappold an jenem Abend kurz vor 9 Uhr erschien, zog sie sich bald zurück. Sie wisse, dass ihr Mann den Herrn Doktor in einer geschäftlichen Angelegenheit zu sprechen wünsche, und bei geschäftlichen Gesprächen sei sie lieber nicht dabei.

Das massige, aber wohlgegliederte Gesicht des Herrn Rappold war von der Kühle des Abends bläulich angelauten. Er bot Herrn Lioba eine Zigarre an und bediente sich selbst. Aber als er ihr die

Spitze abbiss, fuhr er erschreckt zusammen und legte die Zigarre schaudernd auf das Rauchtischchen zurück.

« Ich bin nicht das, was Sie einen Moralisten nennen. Aber soviel weiss ich auch, dass es sündhaft ist, den Leuten eine bessere Zigarre anzubieten, als sie verdienen. Wir hatten gestern unsern Schwager zu Besuch. Für solche Unfälle habe ich mir dieses Kistchen Zigarren angeschafft. Sie ist für ihn mehr als gut genug. Leute wie er sollten überhaupt nicht rauchen dürfen. Es sollte ihnen gesetzlich verboten sein. »

Herr Rappold stellte das Kistchen in den Schrank zurück, holte seine eigene Marke hervor und entzündete sich ein wohlgeratenes Exemplar. Er beachtete nicht weiter, dass Herr Lioba immer noch an der verachteten Sorte Zigarren sog. Herr Rappold setzte sich Lioba gegenüber und funkelte ihn mit seinen für das umfangreiche Haupt eher kleinen, harten Augen aufmunternd an.

« Was würden Sie dazu sagen, Herr Lioba, wenn ich Ihnen den Vorschlag machte, in eine meiner Gesellschaften als Verwaltungsrat einzutreten ? »

Herr Lioba hatte nichts dazu zu sagen. Rappold fuhr fort :

« Kurz und gut, ich mache Ihnen diesen Vorschlag. Wir haben da eine kleine Gesellschaft für Immobilien, die „Gefizag“ Gesellschaft für Immobilien Zürich AG. Sie befasst sich lediglich mit der Verwaltung einiger Liegenschaften, ohne neue Transaktionen zu unternehmen. Mein Schwager sitzt im Verwaltungsrat und ein gewisser Kreis, Doktor Kreis, Tierarzt in Hittwil. Wenn Sie einmal einen guten Rat brauchen, fragen Sie immer ruhig einen Veterinär. Sie finden in diesem Stande meistens einen noch unverbildeten Verstand. Wenn mir etwas unklar ist, so frage ich immer nur den Doktor Kreis. Er hat gesunde Ansichten. Sie decken sich fast regelmässig mit den meinen. Und wenn er einmal anderer Meinung ist, so hat er wenigstens die Vernunft, sie für sich zu behalten. »

Lioba kam, ohne dem kleinen Exkurs

in Lebenskunde Beachtung zu schenken, zur Sache zurück :

« Und Sie selbst sitzen natürlich auch in diesem Verwaltungsrat ? »

« Natürlich nein. Es gehört zu meinen Prinzipien, nur in Verwaltungsräten von prosperierenden Gesellschaften zu figurieren. Ein Prinzip, das sich leider heutzutage auch von dem solidesten Geschäftsmann nicht strikte durchführen lässt. Um so mehr Grund, es dort zu tun, wo es möglich ist. »

« Die „Gezifag“ prosperiert also nicht ? »

« Es gehört nicht zur Aufgabe der „Gezifag“ zu prosperieren. »

« Ist das auch die Auffassung Ihres Schwagers ? »

« Ich interessiere mich für die Auffassung meines Schwagers nicht. »

« Dann liegt es wohl auch nicht im Aufgabenkreis dieser Gesellschaft, an die Verwaltungsräte Tantiemen zu verabfolgen ? »

« Die Tantiemen schlagen Sie sich aus dem Kopf ! Der Verwaltungsrat tagt in der Regel zweimal jährlich. Dafür erhält jedes Mitglied ein Sitzungsgeld von je fünfzig Franken, mit anschliessendem Nachtessen in den „Zimmerleuten“. Herr Kreis bezieht ausserdem noch Reisekosten. Die fallen für Sie ausser Betracht, da Sie glücklicherweise ortsansässig sind. »

Jean Lioba schien der angebotene Posten ohne grossen Reiz, und es war ihm auch noch ziemlich dunkel, worin der Anreiz für Herrn Rappold bestand, gerade ihn für diesen zu bestimmen.

Herr Rappold erriet die Gedanken Liobas.

« Die Sache verhält sich folgendermassen : Ich besitze die Aktienmehrheit der „Gezifag“, 51 Prozent. Da nun aber, wie Sie wissen, oder auch nicht wissen, laut Obligationenrecht ein Aktionär nicht mehr als $\frac{1}{3}$ der Stimmen auf sich vereinigen kann, brauche ich Leute, die das für mich tun. Für ein zweites Fünftel stimmt Herr Kreis, für das dritte Fünftel künftig Sie. »

Lioba verstand nicht, wozu er, um diesem Zwecke zu genügen, auch im Verwaltungsrat zu sitzen habe.

«Weil es mir daran liegt, auch im Verwaltungsrat die Mehrheit zu haben, und diese bilden Sie zusammen mit Doktor Kreis.»

Lioba schwieg.

«Der Vorteil für Sie besteht darin, dass Sie überhaupt einmal in einem Verwaltungsrat sitzen. Es ist wie überall im Leben, ein Sitz zieht den andern nach. Und denken Sie an Doktor Kreis! Er sitzt in fünf Verwaltungsräten und kommt durch sie jährlich auf mindestens viertausend Franken. Es ist leicht verdientes Geld. Er muss nur mit dem Kopf nicken, wenn er ja zu sagen hat, und seinen weissen Bart schütteln, wenn es nein zu sagen gilt. Und vergessen Sie nicht, der Doktor ist heute achtzig Jahre alt. Kein Mensch lebt ewig.»

Lioba dachte nach.

«Das Ding ist einfach», fuhr Herr Rappold fort. «Ich gebe Ihnen einen Fünftel des Aktienpaketes ab, das heisst zwanzig Aktien à 1000 Franken. Sie geben mir eine Bescheinigung, mir jederzeit auf Verlangen zwanzig Aktien Nr. 32–51 der „Gezifag“ oder den Gegenwert von 20,000 Franken auszuhändigen. Ihr Risiko ist null, und wir brauchen ja wohl keine Besorgnisse zu haben, dass Sie je das letztere vorziehen, ha ha...»

Jean Lioba war eine vorsichtige Natur. Aber er glaubte Herrn Rappold gut genug zu kennen, um annehmen zu dürfen, dass es diesem auf keinen Fall bei dieser Transaktion darum zu tun war, ihn, einen harmlosen Hausfreund, der bei ihm zu Tische sass, sein Brot, seinen Wein und seine Zigarren teilte, um Geld zu bringen. Es war deshalb unnötig, dass Herr Rappold eventuelle materielle Bedenken zu zerstreuen versuchte. Lioba hegte sie nicht.

«Sie muten mir doch nicht etwa zu», sagte Herr Rappold, «dass ich es so oder so auf Ihr Geld abgesehen hätte! Ich würde mir lieber ein Auge ausraufen, als Waisen und Unmündigen ein Haar

zu krümmen. Für solche Transaktionen wäre mein Herz zu weich. Ich bin froh, dass ich es bei meinen Geschäften hauptsächlich mit Erwachsenen zu tun habe.»

Lioba fragte etwas bitter: «So halten Sie also mich für einen Unmündigen?»

«Keine Rede davon, als solchen könnte ich Sie zu meinem Zwecke gar nicht brauchen. Dass ich Sie aber gewissermassen als Waise, zum mindesten als geschäftliche Waise betrachte, können Sie, der Privatdozent, mir gewiss nicht verübeln!»

Herr Rappold hielt es für gut, auch noch etwa vorhandene moralische Bedenken zu zerstreuen. Aber auch diese fühlte Lioba, eigentlich zu seinem eigenen Erstaunen, nicht. Er kannte den Schwager Rappolds und war überzeugt, dass die ethischen Grundsätze, die Rappold vertrat, zum mindesten nicht schlechter waren als die dessen Schwagers. Er erklärte sich mit dem Vorschlag einverstanden. Der ausschlaggebende Grund, weshalb er es tat, war ihm selbst sowohl wie Herrn Rappold vorläufig völlig unbewusst.

* * *

Am Freitagnachmittag kam Lioba in gedrückter Stimmung von seiner Vorlesung nach Hause zurück. Sein Auditorium war auf vier Hörer zusammengesmolzen. In der ersten Stunde nach den Weihnachtsferien waren es immerhin noch deren sechs gewesen. Heute hatte Frau Rappold gefehlt. Nun, sie pflegte von Zeit zu Zeit einmal die eine oder andere Stunde auszulassen. Aber dass Paganovitch, der wahnsinnige Russe, zum erstenmal in den fünf Jahren, seit er Vorlesungen hielt, nicht zugegen war, gab ihm zu denken. Der überlegen grinssende, kahle Schädel des Russen in der vordersten Bankreihe ging ihm ernstlich ab. Er machte die Erfahrung, wie sehr man selbst das Fehlen eines Übels empfinden kann, wenn es einem lang genug zur Gewohnheit geworden ist. Und nach der Vorlesung war ihm in der Halle, frisch aus den Skiferien zurück, Miggi

Rappold begegnet. Er hätte es geschätzt, mit ihr einige freundliche Worte zu wechseln. Sie aber hatte ihn auffallend kurz abgefertigt. «Gehen Sie auch an den Künstler-Maskenball?» hatte sie ihn gefragt, aber durchaus nicht einladend, eher spöttisch. Und deutlich spöttisch: «Das wäre das Richtige für Sie!»

Als er sein Zimmer betrat und das Licht andrehte, schlug ihm ein ungewohnter Geruch von Seife, Bodenwischse und warmem Wasser entgegen. Frau Schüepp hatte seine Abwesenheit offenbar dazu benutzt, um das Zimmer einer Generalreinigung zu unterziehen. Aber auch in der Ausstattung waren Veränderungen vor sich gegangen. Es konnte ihm schliesslich gleichgültig sein, dass über der Steppdecke des Bettes eine zweite Decke aus braunem Plüsch gebreitet lag, er hätte sich auch noch damit abfinden können, dass auf dem Couch drei scheussliche Kissen aufgestapelt waren. Aber aus der Fassung brachte ihn das gänzlich unangebrachte, mit blauen und gelben Stickereien verzierte weisse Deckchen, das dort auf dem Pulte lag, wo seine Schreibmappe ihren natürlichen und althergebrachten Ort hatte.

Frau Schüepp, die hinter ihrem Mieter stolz über die Türschwelle getreten war, bemerkte die Unmutsfalten auf der Stirn Liobas. Ihr zufriedenes Lächeln erstarrte, als sie die unerwartete Wirkung ihrer ausserordentlichen Bemühungen sah. Ihre festen Lippen pressten sich zusammen, und scharf stiess sie hervor:

«Wenn Sie schon morgen Damenbesuch haben, so will ich mich wenigstens nicht genieren müssen!»

Lioba begriff. Er durchschaute zu spät ihre gute Absicht ganz. Krampfhaft besann er sich auf ein Mittel, die Gekränkte zu besänftigen.

«Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, Frau Schüepp», sagte er, «dass Sie daran gedacht haben, mein Zimmer für morgen nachmittag herauszuputzen. Ich habe selbst daran gedacht, vielleicht etwas zu tun, um das Zimmer freundlich zu

machen. Wie wäre es, habe ich mir gedacht, wenn Frau Schüepp so freundlich wäre, mir einige Blumen zu besorgen?»

In die Augen der verwiterten Pensionsinhaberin stieg ein Leuchten.

«Was meinen Sie», fragte sie, «zu einer grossen roten Rose?»

Herr Lioba wehrte heftig ab, zu heftig für das Empfinden der Frau Schüepp.

«Dann soll es vielleicht eine weisse Lilie sein?» bemerkte sie beissend. «Oder Männertreu? Nur ist für diese, soviel ich weiss, gerade jetzt nicht die Saison. Es scheint mir besser, wenn Sie sich die Blumen selbst besorgen.»

Damit wandte sie sich energisch um und liess Lioba allein und unglücklich zurück.

Herr Lioba hatte zuerst vorgehabt, sich für den Besuch Fräulein Winklers mit seinem offiziellen grauen Vorleseanzug auszustatten. Nach reiflicher Überlegung war er wieder davon abgekommen. Die graue korrekte Hose, ja, aber dazu seinen braunen Hausrock. Das würde freundlicher wirken, weniger amtlich. Und die Mutter seines Mündelkindes sollte sich wohl bei ihm fühlen, ungeeignet. Sie sollte gleich das Gefühl haben, dass sie hier an einem Orte sei, wo man es wohl mit ihr meine. Er war schon um 4 Uhr zum Empfang bereit. Er hätte eigentlich noch einen Ausgang besorgen sollen. Aber er wollte unter keinen Umständen, dass Fräulein Winkler auf ihn warten müsste, und er vermutete, dass sie als einfache Frau, aus lauter Angst zu spät zu kommen, mit aller Wahrscheinlichkeit schon eine halbe Stunde zu früh erschien. Um halb sechs war noch keine Fräulein Winkler da. Lioba begann schon zu zweifeln, ob sie überhaupt noch kommen würde. Es war ja sehr wohl denkbar, dass Fräulein Winkler im letzten Augenblick der Mut gefehlt hatte, zu ihm zu kommen. Und er könnte es ihr nicht verdenken, dachte er. Es musste für sie ein peinlicher Besuch sein. Vielleicht wäre es richtiger gewesen, er hätte ihr zunächst einmal ein kleines Geschenk für ihr Töchter-

chen geschickt. Eine Kleinigkeit, wie man sie in den Geschäften für Babyausstattungen ausgestellt sieht, gleich was, mit einem Wort: eine Aufmerksamkeit, die der schüchternen jungen Mutter gezeigt hätte, wie er fühle.

Mitten in diese Gedanken hinein klopfte es an die Tür. Ein schlankes, junges Mädchen trat herein, die sich als Fräulein Winkler vorstellte. Als von Natur galanter Mann wollte er ihr gleich aus dem Mantel helfen. Aber kaum berührte er das zottige schwarze Katzen- oder Kaninchenfell, das den obern Abschluss dieses Kleidungsstückes bildete, zog sie sich hastig zurück. Sie wehrte energisch ab. Er müsse nur nicht glauben, dass sie so eine sei. Herr Lioba murmelte etwas Unverständliches. Fräulein Winkler legte nun den Mantel eigenhändig ab, breitete ihn über einen Stuhl und setzte sich auf den Couch.

Herr Lioba wusste, dass es eigentlich an ihm gewesen wäre, die Konversation zu eröffnen. Aber der unerwartete Anfang des Besuches hatte ihn so verwirrt, dass er keine Worte fand. Er setzte sich Fräulein Winkler gegenüber und betrachtete sie. Sie trug ein eng anliegendes, schwarzglänzendes Kunstseidenkleid, das mehrere grosse Fettflecken aufwies und von weissen Fadenrestchen übersät war. Der Halsausschnitt schien ihm wohl ein klein wenig tief. Den Busenansatz verdeckte kokett eine breite, nicht eben peinlich weisse Spitze. Der Rock war vielleicht um einige Zentimeter kürzer, als es die Mode des Tages verlangte. Die Strümpfe waren beigefarben, an einem Knie, das er sehen musste, und an einer Ferse, dort wo der Strumpf aus dem Schuh tritt, leicht schwärzlich verfärbt. Sie trug trotz der winterlichen Witterung schwarze Halbschuhe, Pumps, die durch häufiges Tragen etwas allzu weit geworden waren. Endlich wagte Herr Lioba, Fräulein Winkler auch in die Augen zu sehen. Es waren dunkle, etwas verwunderte Kinderaugen, die in einem auffälligen Gegensatz zu dem leicht eingefallenen Gesicht standen und einem

Teint, der farbloser war und weniger gespannt, als ihren Jahren entsprach. Die kleine Nase lag aufgeworfen eine Kleinigkeit zu hoch im Gesicht. In die nicht ganz reine, niedere Stirne fielen unordentliche, fette, dunkle Löckchen. Der Mund stand halb offen und erinnerte ihn an die Münder von frischgetöteten Fischen, die man gelegentlich auf Tellern in Schaufenstern von Delikatessenzläden sieht.

Herr Lioba rang immer noch um eine passende Eröffnung der Konversation. Schliesslich kam ihm Fräulein Winkler zuvor.

« Es ist traurig », sagte sie düster, « wie man es mir gemacht hat. Ein unerfahrenes Kind, wie ich war. Und dazu noch ein verheirateter Mann. Von einem verheirateten Manne kann ein Mädchen schliesslich doch etwas anderes verlangen. »

Herr Lioba hatte sich eben soweit gefasst, um milde bemerken zu können, dass er keineswegs von ihr eine Rechtfertigung erwarte oder gar verlange.

Aber Fräulein Winkler hörte, wie es schien, auf diese Worte nicht. Sie blickte ihn zunächst tiefgründig an, dann warf sie sich in die Kissen und weinte herzzerbrechend.

« Ich habe geschworen, dass ich nie mehr zu einem Mann allein aufs Zimmer gehe, und hier liege ich wieder », schluchzte sie.

Privatdozenten haben, als Regel genommen, die ersten Stürme der Leidenschaft bereits hinter sich. Ganz abgesehen davon war er eine viel zu korrekte Natur, um sich in seiner gewissermassen amtlichen Stellung auf einen Abweg bringen zu lassen. Und ausserdem war Fräulein Winkler durchaus nicht sein Typ. Trotzdem wurde ihm schwül und unbehaglich zumute.

« Vor mir haben Sie nichts zu befürchten », stotterte er.

Aber Fräulein Winkler schüttelte nur ergeben den Kopf.

« Mann ist Mann. »

Herrn Lioba war es plötzlich, wie wenn

sich hinter seiner Tür etwas bewegte. Das musste Frau Schüepp sein, natürlich. Er überlegte sich einen Augenblick lang, ob es nicht das Beste wäre, Fräulein Winkler zu sagen, er finde es im Zimmer etwas heiss, und die Tür zu öffnen, um falschen Vermutungen allerseits von vornherein die Spitze abzubiegen. Aber wäre das nicht feige? Im nächsten Augenblick bedauerte er, keinen Fahrplan der Uflibergbahn zu besitzen, um die unerwünschte Späherin abzuhalten.

Fräulein Winkler schien seine Gedanken sofort erraten zu haben. Sie erhob sich blitzschnell und hing ihren Mantel an den Haken der Tür. Plötzlich hörte Lioba einen kleinen Knacks. Es wurde dunkel. Fräulein Winkler hatte das Licht ausgedreht.

Das ging Herrn Lioba zu weit. Seine Schüchternheit war mit einem Male völlig verschwunden. Er schaltete das Licht wieder ein und sagte mit milder, aber bestimmter Stimme:

« Wir sind, Fräulein Winkler, hier zusammen gekommen, um uns gemeinsam über die Zukunft Ihres Kindes Gedanken zu machen. »

Fräulein Winkler hatte sich offenbar noch nicht ganz in die neue Lage gefunden. Sie blickte ihn träumerisch an und fragte, warum er eigentlich einen Bart trage. Es mache ihn älter als er sei.

Aber Jean Lioba liess sich von dem einmal eingeschlagenen Wege nicht mehr abbringen.

« Es handelt sich darum, Fräulein Winkler », sagte er, « ob Sie der Meinung sind, dass Ihr Kindlein bei der Familie Gloor in Mettmenstetten gut aufgehoben ist? »

Er sei einmal dort gewesen, habe aber leider keinen vollständigen Einblick bekommen können.

Fräulein Winkler lächelte verschmitzt.

« Das wäre auch schwierig gewesen, nur so von der Haustür aus », sagte sie, « und weiter sind Sie ja, soviel ich wenigstens gehört habe, nicht gekommen! »

Lioba errötete in Erinnerung an seine erfolglose Inspektionsreise.

« Sie müssen das nicht so schwer nehmen », tröstete ihn Fräulein Winkler. « Frau Gloor wäre noch mit einem ganz andern, als Sie es sind, fertig geworden. » Er sei halt noch etwas jung, und sie habe sich gleich gedacht, dass er nicht richtig darüber im Klaren sei, was man von einem Vormund heutzutage verlangt. Das sei auch der einzige Grund, weshalb sie überhaupt zu ihm gekommen sei. Er könne schliesslich jedes Jahr dem Marteli etwas zum Geburtstag schicken, wie das üblich ist, am liebsten in bar, damit man weiss, was man hat, und Ordnung schaffen, wenn der Franz, der schlechte Kerl, für das Kind nicht zahlt. Sonst braucht er sich lieber nicht einzumischen, es könnte noch falsch verstanden werden.

Herr Lioba fragte sich, ob es zweckmässig sei, seinen Besuch noch länger zurückzuhalten. Aber seine Zweifel waren überflüssig. Fräulein Winkler erhob sich, schlüpfte in ihren Mantel und streckte ihm die Hand entgegen. Sie war wieder versöhnlich gestimmt:

« Ein wenig netter hätten Sie schon zu mir sein können, Herr Doktor », meinte sie, « denn schliesslich sind Sie doch der Vormund. Aber die Hauptsache ist jetzt », und damit öffnete sie die Tür, « dass wir dafür sorgen, dass unser Kind Marteli zu einem Vater kommt. Und wenn nicht alles täuscht, sind wir dazu auf dem richtigen Weg. »

Als sich Lioba, tief beunruhigt durch die sybillischen Abgangsworte seiner Besucherin, wieder allein im Zimmer befand, kam Frau Schüepp zur noch offenen Tür herein, trat nahe an ihn heran und flüsterte beschwörend: « Sie sollten die Geschichte mit dem Regulator hören. Es würde Sie vor vielem bewahren. »

« So erzählen Sie mir doch endlich diese Geschichte! » sagte Herr Lioba etwas ungeduldig. Aber Frau Schüepp stand schon wieder unter der Tür.

« Es ist noch nicht so weit », sagte sie und zog die Tür hinter sich zu.

Fortsetzung in der nächsten Nummer.